

Durham Research Online

Deposited in DRO:

29 August 2012

Version of attached file:

Published Version

Peer-review status of attached file:

Peer-reviewed

Citation for published item:

Schiller, Kay and Young, Christopher (2012) 'Fanmeile im grünen. Zur Ästhetik von Münchens Olympiapark als public viewing-kulisse.', *Forum Stadt. Vierteljahrszeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung*, 39 (2). pp. 121-132.

Further information on publisher's website:

<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/zeitschriften/ausgabe=6928>

Publisher's copyright statement:

Use policy

The full-text may be used and/or reproduced, and given to third parties in any format or medium, without prior permission or charge, for personal research or study, educational, or not-for-profit purposes provided that:

- a full bibliographic reference is made to the original source
- a [link](#) is made to the metadata record in DRO
- the full-text is not changed in any way

The full-text must not be sold in any format or medium without the formal permission of the copyright holders.

Please consult the [full DRO policy](#) for further details.

FANMEILE IM GRÜNEN. ZUR ÄSTHETIK VON MÜNCHENS OLYMPIAPARK ALS PUBLIC VIEWING-KULISSE

I.

2000 war Franz Beckenbauer sehr verärgert. Über das Schicksal des Münchner Olympiastadions hatten sich seit 1997 die Geister geschieden: ein neues Stadion für den FC Bayern oder radikaler Umbau des alten? Allmählich wurde der „Kaiser“ ungeduldig. Als eine öffentliche Debatte in der Presse tobte, meldete sich der Präsident des FC Bayern mit herben Sprüchen: Die Kommunistenschüssel (von Beckenbauer so genannt, weil sie ihn an die Architektur der DDR erinnerte) müsste irgendwie aus der Welt zu schaffen sein, etwa von ein paar Terroristen, die das Ding in die Luft sprengen könnten.¹ Trotz der unglücklichen Wortwahl, welche die Geiselnahme, die bei den Olympischen Spielen 1972 zum Mord an elf israelischen Sportlern führte, allzu stillos vergessen machte, konnte Beckenbauer im nächsten Jahr die Stadt München überzeugen, die Planung eines neuen Stadions in Fröttmanning und somit den Auszug beider Bundesligisten der Stadt (FC Bayern und TSV 1860 München) endgültig zu genehmigen. König Fußball und sein Kronprinz Kommerz schienen den guten Geist von Olympia in München endlich entthront zu haben.

Doch trotz der reduzierten Benutzung des Stadions nach dem Umzug beider Vereine blieb die umliegende Parklandschaft ein gern und oft besuchter Ort, nicht zuletzt bei Fußball-Großveranstaltungen. Denn seit den späten 1990er Jahren boomt überall in Europa der Trend, Fußball zu Zeiten wichtiger internationaler Turniere als gemeinsames, öffentliches Erlebnis zu konsumieren. Das sogenannte „Public Viewing“ schlich sich ungemerkt in das deutsche Lexikon, und während in der neuen Allianz-Arena 2006 mehrere Spiele der FIFA-Weltmeisterschaft (einschließlich des Eröffnungsspiels und eines der Halbfinalspiele) ausgetragen wurden, war der Olympiapark Schauplatz einer der größten Fanmeilen überhaupt. Im Lauf des gesamten Turniers feierten dort gemeinsam eine Million Besucher. Die Party ging dann während der in Österreich und der Schweiz ausgerichteten Europameisterschaft 2008 und der 2010 darauf folgenden Weltmeisterschaft in Südafrika weiter und wird sich im erfreulichen 2-Jahre-Takt im Sommer 2012 sicherlich fortsetzen, wenn Hunderttausende gut gelaunter Bürger und Besucher zusammen

1 Vgl. *Ch. Young*, Kaiser Franz and the Communist Bowl. Cultural Memory and Munich's Olympic Stadium, in: *American Behavioural Scientist* 36 (2003), S. 1476-1490.



Abb. 1: Public Viewing im Münchner Olympiapark am 11. Juni 2006 während der Fußballweltmeisterschaft; Foto: R. Moriz (Wikipedia).

Sport schauen und als Teil einer „global community“ ein medial vermitteltes, doch real erlebtes „gemütliches Beisammensein“ genießen. Die Organisatoren der Olympischen Spiele 1972 – Gegner des kommerziellen Sports – hätten sich eigentlich kein besseres Erbe wünschen können. Der vorliegende Artikel erklärt, warum die progressive Ideologie der 1960er Jahre trotz aller grundsätzlichen Unterschiede zum heutigen Tag in München zumindest die perfekte Kulisse für den Sport als massenmediales Ereignis im frühen 21. Jahrhundert bildet.

II.

Die Olympischen Sommerspiele von München 1972 erlangten nicht nur aufgrund der Unterbrechung durch das schreckliche Attentat und durch die sieben Goldmedaillen des Schwimmers Mark Spitz Berühmtheit, sondern vor allem auch wegen ihres Designs, ihrer architektonischen Gestaltung und ihrer landschaftlichen Brillanz.² In der Folgezeit wurde der Park sowohl für die Münchner als auch für Touristen zu einer dauerhaften Attraktion und kann den Anspruch erheben, im späten 20. Jahrhundert Europas beliebteste Freizeitanlage gewesen zu sein. Die statistischen Daten schwanken, aber bei vorsich-

2 Vgl. K. Schiller/Ch. Young, München 1972. Olympische Spiele im Zeichen des modernen Deutschland, Göttingen 2012.

tiger Schätzung hat der Park bis 1977 mehr als 20 Millionen zahlende Gäste und unzählige Gelegenheitsbesucher angezogen, bis 1988 in der Summe sogar circa 120 Millionen.³ Schon 1979 stellte Willi Daume voller Stolz fest, dass es in München keine Ruinen gebe⁴ – eine Aussage, die auch 30 Jahre später noch Gültigkeit besitzt. Zusätzlich zu den jährlich schätzungsweise zehn Millionen Freizeitbesuchern zieht der Ort trotz des Umzugs der beiden Münchner Fußballclubs weiterhin zahlreiche Menschen zu sportlichen und kulturellen Veranstaltungen an. Es ist also kein Wunder, dass das Ensemble von 1972 auch das Herzstück der letztlich nicht erfolgreichen Münchner Bewerbungskampagne für die Olympischen Winterspiele 2018 bildete.⁵

Obwohl bei der Münchner Olympiade das Graphikdesign eine große Rolle spielte, wurde zu diesem Thema im Gegensatz zur Architektur bisher relativ wenig veröffentlicht.⁶ Das erstaunt umso mehr in Anbetracht der Tatsache, dass sich der Großteil der architektonischen Symbolwirkung des von Günter Behnisch und Partnern entworfenen Olympiadaches aus dem Zusammenwirken von individueller Kreativität und Sachzwängen ergab, während der Grafiker Otl Aicher viel freier agierte. So gelang es ihm – im Gegensatz zu den zahlreichen technisch begründeten Kompromissen, die im Laufe der Jahre bei der Ausführung des Daches gemacht wurden –, seine politischen, historischen und philosophischen Ideen fast eins zu eins in die kreative Praxis umzusetzen. Dasselbe gilt für den vom Landschaftsarchitekten Günther Grzimek entworfenen Olympiapark, einer Kunstlandschaft, die trotz ihrer immensen Bedeutung für das Gesamtbild des Münchner Olympiageländes bis dato sogar noch weniger Anerkennung fand.⁷ Dennoch ist Grzimeks Werk in ähnlicher Weise als hochpolitisch und tiefgründig einzustufen wie das von Aicher, wenn auch vielleicht als weniger originell, weil er oftmals einfach Aichers intellektueller Führung folgte. Angesichts der langjährigen Freundschaft, die beide verband, und Grzimeks Beziehungen zur Hochschule für Gestaltung in Ulm, der führenden Design-Hochschule der Nachkriegszeit, die Aicher in den 1950er Jahren mitbegründet hatte, erstaunt das wenig.

3 Deutsche Olympische Akademie, Nachlass Daume/198, 12. Mitgliederversammlung 25.06.1977; G. Grzimek, Die Besitzergreifung des Rasens. Folgerungen aus dem Modell Süd-Isar. Grünplanung heute, München 1983, S. 109.

4 DOA, Nachlass Daume/Texte Daume 2, W. Daume, Munich's Olympic Park. More than 30 Million Visitors since 1972; Europe's Biggest Activities and Recreation Centre, 18.04.1979.

5 Vgl. <http://www.muenchen2018.org> (19.04.2012).

6 Zu Aicher und München, vgl. M. Rathgeb, Otl Aicher, London 2006, S. 76-112. Stellvertretend für die vielen Publikationen zur Münchener Olympia-Architektur, vgl. S. Scharenberg, Nachdenken über die Wechselwirkung von Architektur und Wohlbefinden. Das Olympiastadion in München, ein politischer Veranstaltungsort, in M. Marschik u.a. (Hrsg.), Das Stadion. Geschichte, Architektur, Politik, Ökonomie, Wien 2005, S. 153-174.

7 Bis auf folgende, unveröff. Diplomarbeit fehlt grundlegende Forschung zu Grzimek: A. König, Günther Grzimek. Ein Landschaftsarchitekt der Nachkriegszeit. Berufliche Entwicklung, Konzepte und Arbeiten, Technische Universität München-Weihenstephan 1996.

Beginnen wir mit einem kurzen Blick darauf, wie und warum Aicher und Grzimek zu ihren Posten bei der Planung der Münchner Olympischen Spiele kamen. Zu dem Zeitpunkt, als Aicher beauftragt wurde, hatte er sich bereits international einen Namen auf dem Gebiet des modernen Industriedesigns gemacht. Zu seinen herausragenden Arbeiten gehörten Gebrauchsgüterentwürfe für den Elektrogerätehersteller Braun (zusammen mit Hans Gugelot) und die Modernisierung des Corporate Designs der Lufthansa.⁸ Außerdem war er zusammen mit seiner Frau Inge Scholl⁹ Mitbegründer der Hochschule für Gestaltung in Ulm. In der Tradition des modernen Bauhaus-Stils entwarf man hier eine umfassende ästhetische Vision für das westliche Nachkriegsdeutschland, die „nüchtern, funktional und ohne Pathos“ sein sollte.¹⁰ Aicher und Scholl betrachteten es als Aufgabe der Hochschule, durch die Etablierung einer fortschrittlichen und demokratischen Industriekultur die geistige Regeneration Deutschlands nach dem Ende der nationalsozialistischen Diktatur voranzubringen.¹¹ In typischer Bauhausmanier lehrte die Einrichtung die westdeutsche Öffentlichkeit, was „gut, schön und praktisch“ war. Das sachlich-nüchterne Erscheinungsbild ihrer Konstruktionen und Industrieprodukte zielte darauf ab, die von der Monumentalästhetik nationalsozialistischer Kunst und Architektur hinterlassenen Altlasten geistiger Manipulation zu negieren.¹²

Grzimeks Biographie erscheint im Vergleich zu der von Aicher weitaus alltäglicher und weniger couragiert. Als der sieben Jahre Ältere stand er offenbar unter direkterer Einwirkung der Nazipropaganda. Tatsächlich war, wie sein Biograph Andreas König feststellt, erst das Zusammentreffen mit Aicher nach dem Krieg ausschlaggebend für seine politische Entwicklung und die Herausbildung einer demokratischen Vision bei seiner praktischen Arbeit als Landschaftsarchitekt. Aichers Einfluss ist es daher zu verdanken, dass aus Grzimek einer der wenigen fortschrittlich denkenden Persönlichkeiten innerhalb eines ansonsten äußerst konservativen Berufsstandes werden konnte.¹³ Als Leiter des Städtischen Garten- und Friedhofsamtes in Ulm, ein Posten, den er seit Ende der 1940er Jahre bekleidete, und als Mitglied des inneren Kreises um Aicher, hatte Grzimek auch enge Verbindungen zur Hochschule für Gestaltung, in deren Beirat er für einige Jahre tätig war.¹⁴ Doch obwohl beide später in München auf kongeniale Weise zusammenarbeiten sollten, hatten die früheren Kontakte zwischen Aicher und Grzimek offenbar keinerlei

8 DOA, Nachlass Daume/549, O. Aicher, Brief an W. Daume 26.09.1966.

9 Inge Scholl war die Schwester von Hans und Sophie Scholl, die als Mitglieder der Widerstandsgruppe „Die Weiße Rose“ von den Nationalsozialisten zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden.

10 P. Betts, *The Authority of Everyday Objects. A Cultural History of West German Industrial Design*, Berkeley 2004, S. 166.

11 Ebda., S. 154 und S. 158.

12 Ebda., S. 145.

13 Vgl. A. König, (s. A 7), S. 6 und S. 46-54, bes. S. 49.

14 R. Spitz, *hfg ulm: the view behind the foreground. the political history of the ulm school of design 1953-1968*, London 2002, S. 100.

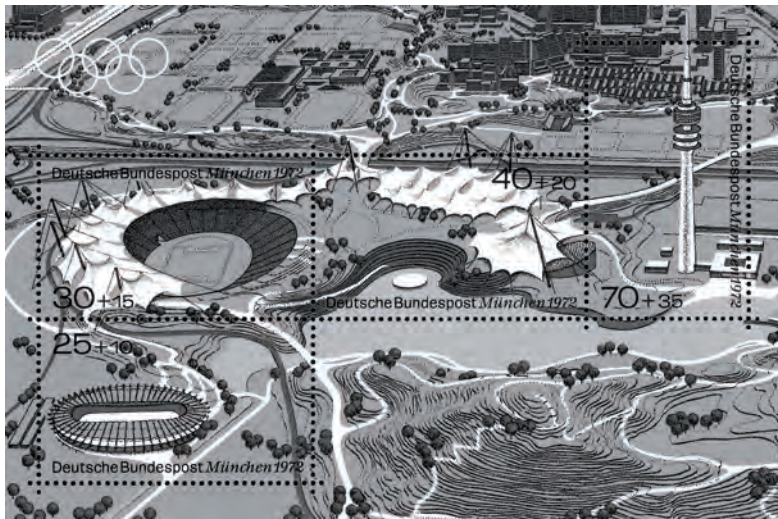


Abb. 2: Olympiapark München 1972, dargestellt auf dem Briefmarkenblock der Deutschen Bundespost, hrsg. am 05.07.1972.



Abb. 3: Olympialogo 1972, gestaltet von Cordt Weerse und Otl Aicher.

Einfluss auf dessen Anstellung für die Olympischen Spiele. Er wurde vielmehr während seiner Zeit als Lehrstuhlinhaber am Institut für Landschaftsarchitektur an der Hochschule für Bildende Künste in Kassel darum gebeten, sich dem Team von Behnisch und Partner anzuschließen, mit dem er bereits 1963 beim Bau der Ingenieursschule für Technik in Ulm erfolgreich zusammengearbeitet hatte.¹⁵

III.

1975 erläuterte Aicher in einem Artikel, welche Intentionen er mit seinen Münchner Olympia-Designs verfolgte, nämlich ein Gefühl für Freiheit zu erzeugen und Athleten und Besucher gleichermaßen dazu einzuladen, am olympischen Gedanken teilzuhaben.¹⁶ Die Atmosphäre des Olympiaparks sollte die Besucher aus aller Welt dazu animieren, die Olympischen Sportstätten als Spielfeld für ein freies Miteinander zu betrachten, unabhängig von Nationalität, Rasse oder Glaubensrichtung.¹⁷

Seine Ideen lagen auf einer Linie mit dem Prinzip der „guten Form“, einem der Hauptgrundsätze des Bauhaus und der Ulmer Hochschule für Gestaltung, womit der Anspruch

15 A. König (s. A 7), S. 80, sowie ein Gespräch zwischen den Autoren und Karlheinz (Carlo) Weber, 29.09.2005.

16 HFG-Archiv Ulm [Archiv der Hochschule für Gestaltung], Ai. Az./80, O. Aicher, die olympischen spiele in münchen 1972. die kultursoziologische dimension des graphik-designs. vortrag icograda-kongreß, edmonton, kanada, juli 1975, S. 15.

17 HFG, Ai. Az./414, O. Aicher, olympische spiele, o.D., S. 3.

erhoben wurde, eine positive Wirkung auf das seelische Befinden und den sozialen Umgang der Menschen auszuüben, der zugleich aber auch politische Implikationen umfasste. Bei anderen Versuchen, die allgemeine Beteiligung am Sport in der Bundesrepublik zu erhöhen, richtete man das Augenmerk auf Inklusion, so z.B. beim so genannten „Goldenen Plan für Gesundheit, Spiel und Erholung“ des Deutschen Sportbundes (DSB) von 1960. Außerdem wurden zeitgleich Diskussionen über das Verhältnis zwischen Leistungssport und Massensport in der Industriegesellschaft laut.¹⁸ Ganz besonders Willi Daume, der zwar negativen Merkmalen wie beispielsweise einer politischen Einmischung kritisch gegenüber stand, verteidigte den Leistungssport gegen die Arbeit-Freizeit-Dialektik aus Kritikerkreisen der Neuen Linken, die diesen als kapitalistische Deformation des Spiels betrachteten.¹⁹ Inspiriert von Johan Huizingas *Homo ludens* stellte er die Behauptung auf, dass die „Arbeit“ Sport im Gegensatz zur zweckgebundenen Anstrengung beim Arbeiten im Wesentlichen zweckfrei sei.²⁰ Außerdem bildete der Sport einen großen gemeinsamen Nenner innerhalb der Gesellschaft. 1968 forderte Daume in einer Rede, die passenderweise den Titel „Sport für alle“ trug, zu dessen Demokratisierung auf und setzte sich in seiner Funktion als Präsident des DSB unermüdlich für den gleichberechtigten Zugang zu den verschiedenen Sportmöglichkeiten, einschließlich Elitesportarten wie Tennis, Segeln, Golf und Reiten, für alle Mitglieder der Gesellschaft ein.²¹

Aicher teilte mit Daume den Glauben an den spielerischen Charakter des Sports und bezog sich dabei auf Ludwig Wittgensteins Vorstellung, dass die Ganzheit der menschlichen Kultur ihre Wurzeln im Spiel und der Definition von Spielregeln habe.²² Anstatt die Freiheit einzuschränken, machten klare, unmissverständliche Regeln seiner Ansicht nach Freiheit überhaupt erst möglich.²³ Diese Form strikter Regelmäßigkeit prägte auch Aichers Entwürfe für die Olympischen Spiele in München. Dabei lautete sein wesentlichster Grundsatz „Gleichheit durch Verwandtschaft“, d.h. die Schaffung eines einheitlichen Erscheinungsbildes durch Verwendung standardisierter Designelemente, die aber eine Vielzahl von Variationen ermöglichten²⁴ – ein maßgebliches Prinzip der Ulmer

18 Zum Beispiel *Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland*, Sport, Mensch und Gesellschaft. Eine sozialetische Studie der Kammer für soziale Ordnung der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 1972.

19 Zum Beispiel U. Prokop, *Soziologie der Olympischen Spiele. Sport und Kapitalismus*, München, 1971.

20 Bundesarchiv Koblenz, B185/3188, W. Daume, *Moderne Lebensformen für den Sports*, 25.04.1970, S. 21.

21 Vgl. DOA, Nachlass Daume/42, W. Daume, *Sport für alle. Die Demokratisierung des Sports*. Rede des Präsidenten Willi Daume vor der Internationalen Konferenz „Sport und Erziehung“ des Internationalen Rates für Leibeserziehung, Mexikostadt, 08.10.1968.

22 O. Aicher, *Olympia und Kunst*, in: N. Müller/M. Messing (Hrsg.), *Auf der Suche nach der Olympischen Idee. Facetten der Forschung von Athen bis Atlanta*, Kassel 1996, S. 16-22, bes. S. 18.

23 HFG, Ai. Az./80, O. Aicher, *die olympischen spiele in münchen 1972. die kultursoziologische dimension*, S. 9.

24 BAK, B185/2155, O. Aicher, *Das Erscheinungsbild der Olympischen Spiele*, München 1972. Vorlage für die Sitzung des Vorstands des Organisationskomitees am 22.11.1967, S. 1.

Gestaltungshochschule, das im Kern z.B. bei Gugelots Systemmöbeln, die aus austauschbaren Standardmodulen bestanden, Anwendung fand.²⁵

Paradoxerweise führte Aichers Absicht, den Besuchern ein Gefühl von Harmonie, Demokratie und Gemeinschaft zu vermitteln, ihn jedoch zurück zur anrühigsten Olympiade in der Geschichte der modernen Spiele. Während eines Studienaufenthaltes im Olympischen Museum in Lausanne wurde ihm klar, dass seine Intention, die Gäste in München mit allen Sinnen in Bann zu ziehen, schon zuvor in Berlin umgesetzt worden war. Die Spiele von 1936 mit ihrer integrierten Sportanlage und Symbolik waren, wie er es formulierte, „nicht nur ein Sportereignis“ wie das in Los Angeles 1932, sondern ein „Weltfest“.²⁶ Außerdem – was Farben, Architektur und Monumentalismus betrifft – hatten die Organisatoren reichlich Gebrauch von den Methoden der Selbstdarstellung des Naziregimes gemacht.²⁷ Das Resultat gipfelte in einem „Gesamtkunstwerk“ im Wagnerischen Sinne, das gemäß den Forderungen Hitlers an die Organisatoren, „die Weltmeinung durch kulturelle Leistungen für Deutschland zu gewinnen“,²⁸ viele Besucher der Spiele in Erstaunen und Bewunderung versetzte.

Wenngleich Aicher den Begriff „Gesamtkunstwerk“ gezielt vermied, stellte er bei den Münchner Organisatoren von Anfang an klar, dass die Veranstaltung in Berlin 1936 sowohl als positive Inspiration wie auch als negativer Kontrast dienen sollte: Das Erscheinungsbild der Olympischen Spiele in München würde „den positiven Aspekten von Berlin standhalten und zugleich die negativen gegenstandlos machen“ müssen.²⁹ Während er sich Berlin zu eigen machte und es gleichzeitig ablehnte, konzipierte Aicher München gleichsam wie dessen fotografisches Negativ. Unter der Überschrift „Was will München?“ schrieb er: „Es gibt keine nationalen Demonstrationen, keinen Gigantismus. Sport wird nicht mehr in der Nähe militärischer Disziplin oder als ihre Vorschule gesehen. Pathos wird vermieden [...]. Tiefe drückt sich nicht immer im Ernst aus. Leichtigkeit und Nichtkonformität sind ebenfalls Zeichen von achtbarer Subjektivität. Die Olympischen Spiele von München sollen den Charakter der Ungezwungenheit, Offenheit, Leichtigkeit und Gelöstheit haben.“³⁰

Unter der Maßgabe, eine positive Stimmung unter den Besuchern in München zu erzeugen, kamen aber ganz ähnliche Techniken wie 1936 ins Spiel. Und das Ergebnis war ein ebenso durchgeplantes wie perfekt ausgeführtes „Gesamtkunstwerk“ wie damals. Während es unter den Nachkriegsarchitekten und -designern als grundlegendes Credo galt, jegliche Starrheit und Monumentalität abzulehnen, lieferte die anvisierte „Umkeh-

25 P. Betts (s. A 10), S. 160.

26 O. Aicher (s. A 24), S. 1.

27 Ebda.

28 Zitiert in D. Clay Large, *Nazi Games. The Olympics of 1936*, New York 2007, S. 152.

29 Stadtarchiv München, Olympiade 72/117, O. Aicher, *Olympische Spiele München 1972 – ohne politischen Charakter*, Pressemitteilung der Münchner Rathauses, 03.07.1967.

30 O. Aicher (s. A 24), S. 5.

rung von Berlin“³¹ Aicher einen guten Kontext, um das Fließende, die Bewegung und die menschlichen Proportionen in den Vordergrund zu stellen. Der Gegensatz zum bewegungslosen Naturalismus der sich bedrohlich auftürmenden Skulpturen von Georg Kolbe und Arno Breker am Berliner Reichssportfeld, dem Veranstaltungsort der Spiele von 1936, hätte drastischer nicht sein können.

Die Prinzipien der Ungezwungenheit, Offenheit, Leichtigkeit und Heiterkeit, die Aicher sich für die Spiele in ihrer Gesamtheit wünschte, waren auch für die Gestaltung des Olympiaparks bestimmend. Mit dieser auf einem vormals tristen Industriegelände erschaffenen Kunstlandschaft löste man eines der Hauptversprechen ein, die in der Bewerbung beim IOC gemacht worden waren, nämlich eine grüne Kulisse für die Olympischen Spiele zu bieten.³² Der erste grobe Entwurf stammte von den Architekten von Behnisch und Partner, die eine bereits existierende natürliche Anhöhe, den späteren Olympiaberg, in ihr Bewerbungsexposé für den deutschlandweiten Architektenwettbewerb integriert hatten und sich einen künstlichen See an dessen Fuß vorstellten. Die detaillierte Ausarbeitung sowie die Umsetzung der Pläne in eine lebendige Grünanlage lag jedoch in der Hauptsache in Günther Grzimeks Hand.

Grzimeks tiefsinnige Annäherung an die Landschaftsarchitektur lässt sich in einigen Hauptgedanken zusammenfassen, die im Kern denen von Aicher ähnelten. Wie der Designer interessierte sich auch Grzimek weniger für Kunst, in seinem Fall Gartenkunst, sondern für die Gestaltung des Alltags, der menschlichen Umgebung, der industriellen Kultur und des Habitus der Gesellschaft schlechthin.³³ Er war daher ebenfalls ein strikter Vertreter des Funktionalismus, lehnte unnötige dekorative und ornamentale Elemente bei seiner Gestaltung ab und favorisierte stattdessen den praktischen „Nutzwert des Grüns“ und das „Leistungsgrün“.³⁴ Das hatte zur Folge, dass er sein Augenmerk 1972 in München nicht nur auf die konkrete Veranstaltung selbst legte, sondern darüber hinaus vor allem auf die spätere Nutzung des Olympiageländes als Parkanlage durch die Bürger.

Öffentliche Grünanlagen wurden laut Grzimek in der modernen Industriegesellschaft vom Individuum typischerweise zur geistigen und körperlichen Erholung von der täglichen Arbeit genutzt, entweder allein oder gemeinsam. Den verschiedenen Vorlieben und Bedürfnissen der Menschen entsprechend mussten sie daher unterschiedliche Bereiche für Privatheit, Kommunikation, Offenheit, Abgeschlossenheit, Bewegung und Stille bereitstellen. In München kombinierte der Gartenplaner zu diesem Zweck eine Fülle verschiedenartiger Elemente, die alle auch in der bayerischen Natur zu finden waren. Dazu

31 Ebda., S. 4.

32 Bayerisches Hauptstaatsarchiv, StK/14030, Kurzfassung der Bewerbung. Vgl. TU-München Weihenstephan, Archiv Grzimek, G. Grzimek, Olympialandschaft München, Oberwiesenfeld, o.D. (frühe 1990er Jahre), S. 1; und G. Grzimek, Spiel und Sport im Olympiapark München, in G. Gollwitzer (Hrsg.), Spiel und Sport in der Stadtlandschaft. Erfahrungen und Beispiele für morgen, München 1972, S. 12.

33 O. Aicher, *die welt als entwurf*, Berlin 1991, S. 87-88.

34 Vgl. A. König (s. A 7), S. 37-44.

gehörten ein Berg, Hügel und Täler, Abhänge und Ebenen, Wasser, Marschland und Ufer, Bäume, Büsche und Wäldchen, Wiesen und Auen. Diese Vielfalt sollte es der Öffentlichkeit ermöglichen, den Park auf ganz unterschiedliche Art und Weise zu genießen: etwa spazieren gehen, beobachten, sehen und gesehen werden.³⁵ Dafür bot sich der Olympiaberg in vielseitiger Weise an.³⁶

Grzimek glaubte, dass er als Landschaftsplaner einen Beitrag zur Erschaffung einer Art „konkreter Utopie“³⁷ leisten könnte. So wurde die Anlage mit dem Hauptaugenmerk auf Zuwachs an individueller Freiheit als Gebrauchsobjekt für eine demokratische Gesellschaft konzipiert.³⁸ Bezeichnenderweise lud man die Besucher allerorts in einer Umkehrung des herkömmlichen „Betreten verboten“-Schildes ausdrücklich dazu ein, den Rasen zu betreten („Dieser Rasen darf betreten werden!“).³⁹

Im speziellen Umfeld der Münchner Gärten und Parks markierte die Anlage auch den vielleicht krönenden Abschluss einer Entwicklung der Gartenplanung im 20. Jahrhundert, die zuvor stets gesellschaftliche Exklusivität statt demokratische Teilhabe reflektiert hatte; so in der aristokratischen Parkanlage von Schloss Nymphenburg oder dem großbürgerlichen Englischen Garten, mit dem der Olympiapark durch einen Wasserlauf verbunden war, der zum Olympiasee führte, eine Verbindung, deren Symbolgehalt Grzimek durchaus bewusst war.⁴⁰

IV.

In Bezug auf die politischen und historischen Dimensionen des Münchner Sportgeländes erweist es sich erneut als sehr aufschlussreich, Vergleiche mit dem Austragungsort der Spiele von 1936 anzustellen. Abgesehen von ein paar säuberlich getrimmten Rasenflächen gab es auf dem damaligen „Reichssportfeld“ wenig Vegetation. Die flache Hochebene wurde von Architektur dominiert, von dem eindrucksvollen Olympiastadion, riesigen geometrischen Quadern und breiten repräsentativen Alleen.⁴¹ Das Gegenteil traf auf die

35 G. Grzimek, Bau der Landschaft, Construction of the Landscape, in: Bauten der Olympischen Spiele 1972. Architekturwettbewerbe, Sonderband 2: Bestandsaufnahme Herbst 1970, Stuttgart und Bern 1970, S. 36-45, bes. S. 38.

36 Ebda.; vgl. auch G. Grzimek, Die Spiellandschaft der Olympiade 1972, in: Garten und Landschaft, 9 (1970), S. 301-303, bes. S. 303.

37 Vgl. M. Ruck, Ein kurzer Sommer der konkreten Utopie. Zur westdeutschen Planungsgeschichte der langen 60er Jahre, in: A. Schildt u.a. (Hrsg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000, S. 362-401.

38 TU, ArchGrz, G. Grzimek, Olympialandschaft München, Oberwiesenfeld, o.D., S. 1.

39 HFG, Ai Az./1223, O. Aicher, Projekt Regenbogenspiele. Architektur und Erscheinungsbild, o.D., S. 1.

40 Vgl. G. Grzimek, Gedanken zur Stadt- und Landschaftsarchitektur seit Friedrich Ludwig v. Sckell. Vortrag in der Bayerischen Akademie der Schönen Künste aus Anlaß der Verleihung des Friedrich Ludwig v. Sckell-Ehrenringes, München 1973, S. 14-16.

41 Vgl. T. Schmidt, Olympische Stadien von 1896 bis 1988, Berlin 1994, S. 77-87.

üppigen künstlich angelegten Wälder und Parklandschaften, die sich an ihren Hängen erstreckten, und auf den dicht bewaldeten Park von Döberitz am westlichen Stadtrand Berlins zu, wo sich das olympische Dorf befand.⁴² Hier wurde die Architektur von der Natur dominiert. Ganz anders als in der hügeligen Kunstlandschaft der Münchner Sportstätte, wo man versuchte, bauliche und natürliche Elemente zu einer fließenden Einheit zu verschmelzen, erzielte der Berliner Austragungsort seine dramatische Wirkung durch eine deutliche Kontrastierung derselben.

Während sich also beide olympischen Spielstätten durch völlig unterschiedliche Erscheinungsbilder auszeichneten, entsprangen sie doch einem vergleichbaren funktionalistischen Verständnis des betreffenden Gartenarchitekten bzw. Landschaftsplaners. Zudem griffen beide Gestalter jeweils auf ganz ähnliche Techniken zurück, um ihre intendierte Wirkung zu erzielen. Das mag insofern nicht verwundern, als Grzimek sein Handwerk in den 1930er Jahren an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin bei Heinrich Wiepking, einem der Gestalter der Wettkampfstätten von 1936, erlernt hatte.⁴³ Wiepking, der bekannteste deutsche Landschaftsarchitekt der Zwischenkriegszeit, war ein Kulturkonservativer, der dem Nationalsozialismus nach 1933 rasch verfiel. Als Sonderbeauftragter für Landschaftsgestaltung und Landschaftspflege in Heinrich Himmlers „Reichskommissariat für die Festigung des deutschen Volkstums“ entwickelte er sich während des Krieges zu einem lautstarken Verfechter der „Aneignung neuen Lebensraumes“ als Bestandteil des „Generalplan Ost“ und schlug zum Beispiel vor, die Pripjet-Sümpfe in Russland trockenzulegen und diese in „deutsches Bauernland“⁴⁴ zu verwandeln. Vor 1939 bestand sein Hauptziel darin, unter der ausschließlichen Nutzung regional vorkommender Flora und Fauna „deutsche Landschaften“ auf heimischen Boden neu zu erschaffen. Diese sollten dazu dienen, den „kranken Stadtmenschen“ zu heilen und die, wie er es in typischem Kulturpessimismus der Weimarer Zeit empfand, Zerstörung der Einheit zwischen Natur und Individuum durch die Technisierung und moderne Zivilisation zu überwinden. Zu diesem Zweck versuchte man, bei den Olympischen Spielen 1936 durch die Anpflanzung von riesigen Pappeln, bis zu 70 Jahre alten Eichen und Tausenden von Weißbuchen, Birken, Lärchen und anderen einheimischen Baumarten am Rande des Reichssportfeldes und in Döberitz die Illusion einer historischen alten Parkanlage zu erschaffen.⁴⁵

Während Grzimek auf ganz ähnliche Weise widerstandsfähige heimatische Bäume und Büsche pflanzte, wobei er allerdings junge Pflanzen verwendete, schuf er im Gegen-

42 Vgl. S. Dost, *Das Olympische Dorf 1936 im Wandel der Zeit*, Berlin 2003.

43 A. König (s. A 7), S. 13.

44 Vgl. F. Uekötter, *The Green and the Brown. A History of Conservation in Nazi Germany*, Cambridge 2006, S. 80 und S. 157-160; D. Blackbourn, *The Conquest of Nature. Water, Landscape and the Making of Modern Germany*, London 2006, S. 277.

45 Vgl. *Organisationskomitee für die XI. Olympiade Berlin 1936* (Hrsg.), *The XIth Olympic Games Berlin, 1936, Official Report*, Berlin 1937, Bd. 1, S. 138.



Abb. 4: Olympiaberg und Olympiasee in München, Aufnahmedatum 2006; Quelle: Wikipedia.



Abb. 5: Reichssportfeld Berlin 1936 (Postkarte).

satz dazu eine Landschaft, die sich dem Stadtleben und der industriellen Moderne öffnete, anstatt sie auszuschließen. Im Unterschied zu Wiepkins Olympialandschaft und Parkanlagen wie zum Beispiel dem Englischen Garten in München, die dazu konzipiert worden waren, den Stadtbewohnern eine Fluchtmöglichkeit aus ihrer urbanen Umgebung zu bieten, wurde der Münchner Olympiapark absichtlich in das Stadtbild integriert. Der nur 63 Meter aufragende Olympiaberg, dessen Höhe Grzimek durch die Anpflanzung von Zwergkiefern und Eichen um seine baumlose Kuppe betonte, war ein typisches Beispiel dafür.⁴⁶ Auch stellte man durch die Anpflanzung von Linden, einer entlang der Münchner Straßen und Alleen charakteristischen heimischen Baumart, eine optische Verbindung zwischen der Stadt und den Pfaden und Wegen her, die den Park durchqueren.⁴⁷ Im Grunde genommen befanden sich die Besucher sowohl in der Stadt als auch in einem davon unabhängigen Grün.⁴⁸ Es mag ein paar Jahre gedauert haben, bis der Park sich zu einer dicht bewachsenen grünen Oase entwickelt hatte, aber bereits 1972 war für auswärtige Beobachter deutlich sichtbar, dass die Olympischen Spielstätten „very little of that awful rawness that haunts so many building sites“⁴⁹ besaßen.

V.

Es lässt sich feststellen, dass sowohl Aichers als auch Grzimeks Wirken am Olympiagelände in München die Debatte über die Themen individuelle Freiheit und demokratische Mitbestimmung reflektierten, durch die der aufkommende Wertewandel innerhalb der westdeutschen Gesellschaft in den 1960er Jahren gekennzeichnet war. Überzeugt von

⁴⁶ G. Grzimek (s. A 35), S. 38.

⁴⁷ Vgl. G. Grzimek (s. A 38), S. 4.

⁴⁸ G. Grzimek, Landschaftsarchitektur, in: Bauten für Olympia 1972. München, Kiel, Augsburg. Building and Facilities for the Olympic Games, Munich 1972, S. 36-50, bes. S. 36.

⁴⁹ J. Vaughan, Roof über alles, in: Harpers and Queen, Juli 1972.

ihren gestalterischen Möglichkeiten und in völligem Einklang mit der Technisierung der Stadt- und Industriegesellschaft, schufen die beiden mit dem Olympiaprojekt einen Ort der Entspannung, Erholung und der positiven menschlichen Begegnung, sowohl für Besucher der Spiele, als auch für die Münchner Bevölkerung in der Zeit danach.⁵⁰ Während im Stadion und den angrenzenden Sportstätten Hochleistungssport betrieben wurde, bildete der Park den idealen Ort, um körperliche Proportionen und Bewegung, Spiel und Spaß ins rechte Licht zu rücken, das Wohlbefinden der Besucher zu steigern und, im weiteren Sinne, die individuelle Lebensqualität innerhalb der westdeutschen Gesellschaft zu verbessern. Die Mittel, die Aicher und Grzimek einsetzten, um diese Ziele zu erreichen, wurzelten in den Traditionen des nüchternen Funktionalismus des Weimarer Bauhaus und seiner Folgeeinrichtung, der Ulmer Hochschule für Gestaltung. Mit dieser sachlichen Ästhetik überwand man 1972 das problematische Erbe von Berlin 1936, während man es gleichzeitig auf geschickte Art und Weise ausnutzte. Deshalb ist der Münchner Olympiapark trotz seiner Eigenschaft als öffentlicher Spielort der modernen Demokratie und der aufkommenden Freizeitgesellschaft auch als perfekt geplantes und ausgeführtes „Gesamtkunstwerk“ innerhalb einer unter diametral entgegengesetzten Vorzeichen und politischen Verhältnissen entstandenen Tradition zu verorten.

Der von ihnen geleistete Transfer der einschlägigen Ideen auf das Graphik- und Landschaftsdesign zeichnete sich durch die strikte Ablehnung statischer und monumentaler Elemente aus. Dem Gedanken größerer Freiheit und stärkerer Mitbestimmung wurde in München durch die Hervorhebung der Bewegung und der Proportionen des menschlichen Körpers Ausdruck verliehen, während man zugleich Räume und Bereiche frei von den täglichen Zwängen und Beschränkungen der modernen Industriegesellschaft schuf. Dabei stellten Aicher und Grzimek die Grundfesten des modernen technischen Zeitalters nicht in Frage, sondern bestärkten diese noch. Das Ergebnis ihrer Arbeit ist deshalb ein typisches Produkt des technokratischen Optimismus der 1960er Jahre und Sinnbild für die Überzeugung, dass durch sorgfältige Planung von Experten wie ihnen die Demokratie ausgebaut und soziale Fragen und Probleme gelöst werden könnten.⁵¹ Die Probleme bleiben zwar, aber das Erbe blüht, und die Fußballfans des frühen 21. Jahrhunderts genießen die landschaftlich perfekte Fanmeile der modernen Welt – auch wenn sie dies kaum reflektieren.

50 M. Scheibe, Auf der Suche nach der demokratischen Gesellschaft, in: U. Herbert (Hrsg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung, Göttingen 2002, S. 245-277; E. Wolfrum, Die geglückte Demokratie. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart 2006, S. 243.

51 Vgl. G. Metzler, Demokratisierung durch Experten? Aspekte politischer Planung in der Bundesrepublik, in: H.G. Haupt/J. Requate (Hrsg.), Aufbruch in die Zukunft. Die 1960er Jahre zwischen Planungseuphorie und kulturellem Wandel. DDR, CSSR und Bundesrepublik Deutschland im Vergleich, Weilerswist 2004, S. 267-287; M. Ruck, Westdeutsche Planungsdiskurse und Planungspraxis der 1960er Jahre im internationalen Vergleich, in: ebda., S. 289-325.